

FC-Tagung in München-Haar, Mai 2003

Prof. Dr. Rödler: Grundlagen der Kommunikation mit Menschen mit autistischen Verhaltensweisen und schweren Kommunikationsstörungen^{*)}

Liebe Kolleginnen und Kollegen, meine sehr verehrten Damen und Herren,

mein Thema war schon lange geplant, bevor mit der Ihnen sicher allen bekannten Resolution zur gestützten Kommunikation die Wellen hochgeschlagen sind. Ich gehörte von Anfang an zu den Kritikern an der auch von meinem Vorredner angesprochenen naiven euphorischen Zuneigung zur Methode der Gestützten Kommunikation - als würde der reine Einsatz der Technik plus einem leichten oder freundlichen Griff am Ellenbogen aus allen Autisten Schriftsteller machen. Ich versuchte und versuche stattdessen – und dies war wohl schon *vor* dieser Diskussion der Grund mich hierher einzuladen - den Blick wegzuwenden von der Faszination an Medien und Methoden - die für sich selbst, wie gesagt, in keinem Fall heilsam sind! - und ihn hinzuwenden auf die Grundlagen unserer Arbeit, die uns Kriterien geben für diese Arbeit bis hin zu Entscheidungen über den Einsatz von Methoden und Medien.

Die hier beklagte Euphorie am Anfang des Einsatzes der Unterstützten Kommunikation war ja nicht die einzige Modewelle, die wir speziell auf dem Gebiet des Autismus immer wieder hatten. Wenn man die Zeit überblickt, gab es immer wieder solche Methoden, die behaupteten 80 % aller Autisten heilen zu können, ... wenn man sie nur lange genug unheimlich festhält, ihnen spezielle Musik vorspielt, sie stundenlang passiv bewegt, usw. Das heißt nicht, dass diese als Mode auftretenden Methoden in Einzelfällen nicht auch geholfen hätten - wobei in diesen ‚Fällen‘, bei genauerem Hinsehen, die Methode dann aber nie methodisch eng sondern immer sehr flexibel und individualisiert angewandt wurde; eben in einem spezifisch *eigenen* gemeinsam belebten nicht allein therapeutisch-technischen Kontext.

So habe ich mit Bekanntwerden der Unterstützte Kommunikation über die Veröffentlichungen von Birger Sellin immer wieder darauf hingewiesen, dass es *nicht* der Computer war und nicht der mechanische Griff an den Ellbogen, der Birger Sellin zu seinem Buch gebracht hat, sondern ein langer, langer Weg dahin zwischen den Menschen, die mit ihm waren, die dann mit ihm für sich diesen Weg und diese Möglichkeit gefunden haben. Der Erfolg der Methode war also – und ist dies bei *jeder* Methode immer - an ein spezifisches individuelles Umfeld gebunden.

Der Überblick über alle diese Entwicklungen zeigt einen Mangel, den unser Fach in den letzten Jahren, hatte und immer noch hat, dass wir nämlich im Grunde nicht so genau reflektieren, was wir eigentlich tun. Und zwar *allgemein*, was wir tun, unabhängig von der konkreten Methode oder dem konkreten Medium. Wir haben im Grunde für die pädagogische Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigungen - speziell mit Schwierigkeiten mit der Kommunikation mit uns (was durchaus auch unser Problem sein kann) - keine MethodoLOGIE. Handlungsleitend sind denn auch neben den genannten methodischen Modewellen eben solche normativ wirksamen Modebegriffe, seit neuestem der der Selbstbestimmung. Gestatten Sie mir auch diesen in seiner Bedeutung zu hinterfragen, einfach um die Intention meines Vortrags noch etwas deutlicher werden zu lassen.

Ich halte den Begriff der Selbstbestimmung als zentrale Kategorie für Pädagogik für einen ganz fatalen Begriff, da Selbstbestimmung, so alleine fokussiert, nämlich im Grunde auf eine autistische Situation verweist, in der ein Mensch ganz alleine auf der Welt ist. In der Selbstbestimmung ist das Soziale, so gesehen, überhaupt nicht mehr vorhanden, die sozialen Voraus-Setzungen, die einem Menschen erst einmal eine (An-)Erkennung abverlangen, um als orientierend verwertet werden zu können, bevor dann, im Zusammenhang mit einer auch erst dann möglich werdenden konventionelleren (und damit validieren) Kommunikation, gewisse Selbstvertretungsmöglichkeiten, *um die es natürlich in der Pädagogik letztendlich IMMER geht*, möglich werden.

Wie bedeutend dieser Unterschied zwischen Selbstbestimmung und Selbstvertretung ist, ist mir im Nachdenken über das furchtbare Geschehen von Erfurt, das sich in diesen Tagen gerade jährt, sehr sehr klar geworden: Dieser Mensch, der dort in der Schule diesen furchtbaren Weg gegangen ist und seine Mitschüler und Lehrer reihenweise umgebracht hat, *HAT sich in diesem Moment – sicher voller Verzweiflung, so sehr auf sich zurückgeworfen zu sein (!) - selbstbestimmt!!!* In dem Moment aber, wo von ihm Selbstvertretung verlangt wurde, wo ihm die Würde – SEINE Würde – einer sozialen Beziehung zugemutet wurde, als dieser eine Lehrer zu ihm sagte »Schau mir in die Augen und bringe mich dann um!«, konnte er das nicht mehr!

Offensichtlich hatte dieser Mensch in seinem Leben davor nie auch nur annähernd die Möglichkeit, sich selbst zu vertreten, sich im sozialem Rahmen als Mensch angesprochen und um seine Meinung gefragt zu erleben; bis es dann zu diesem Punkt kam, zu diesem Wahn, nur noch selbstbezogen zu handeln und den Bereich, der ihn so völlig ausgeschlossen hatte, in Form seiner Repräsentanten zu vernichten, die ihm als *Mit*-Menschen in diesem Zustand offensichtlich ebenso nicht mehr zugänglich waren wie er sich von ihnen nicht mehr als Mitmensch anerkannt gefühlt hatte. Die mutige Tat des Lehrers beendete diesen *seinen* Ausschluss und damit die wahnhafte Abwehr seiner eigenen

^{*)} Überarbeitete Vortragsmitschrift des freigehaltenen Vortrags. Ich widme diesen Vortrag all den Familienmitgliedern, vorwiegend Müttern, die oft alleine gelassen bzw. von Rezepten und Modetherapien eher in ihren Möglichkeiten irritiert, den alltäglichen Kampf um das Verstehen von und ein Verständnis für ihre Kinder kämpfen.

sozialen Empathie: erkannte nicht mehr töten.

Diese Überlegungen zeigen überdeutlich, worum es mir geht: Es geht darum, von dem allein individuellen Fokus auf einzelne Menschen wegzukommen und wieder zurückzukommen zu einem Verständnis vom Menschen als in und aus einem Gemeinwesen heraus handelnd. So geht es mir z.B., auch wenn ich Krisenberatungen in Einrichtungen für Menschen mit autistischen Verhaltensweisen mache, nicht primär um eine individuelle Lern- oder Therapiemaßnahme sondern eben um eine passende Änderung der Struktur des jeweiligen Gemeinwesens, wobei dies auf Seiten des Klienten durchaus pädagogische und/oder therapeutische Aspekte haben kann! Hierzu gehören dann evtl. auch alternative Kommunikationsmitteln bis hin zur gestützten Kommunikation. Letztlich entscheidend ist jedoch, ob es gelingt das Milieu so zu gestalten, dass es dem Menschen genug Anhaltspunkte gibt, d.h. ausreichend orientierend ist, um einem Menschen die Möglichkeit zu geben sich zu stabilisieren, so dass er diese Basis dann nutzen kann, sich selbst auszudrücken und sich selbst zu vertreten.

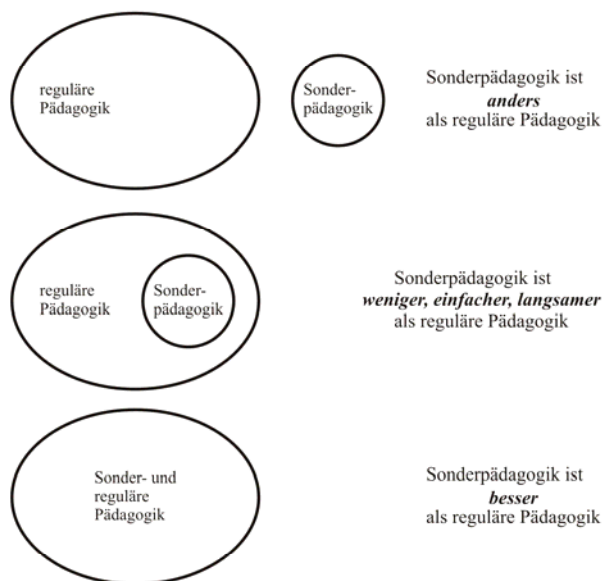
Die hier deutlich werdende Balance herzustellen ist unsere eigentliche pädagogische Aufgabe. Hier zu einem vertieften Verständnis zu gelangen benötigt einen übergeordneten Standpunkt. Wenn wir ohne diesen in die Praxis hineingehen landen wir immer wieder bei Haltungen, Rezepten und ‚an sich‘ wirksamen Methoden. Uns fehlen OHNE diese grundlegenden Überlegungen einfach die Kriterien erfolgreich und für die Praxis fruchtbar über eben diese Praxis nachzudenken. Wir müssen auf etwas bauen und müssen einen Maßstab haben, auf den wir uns mit unseren Überlegungen beziehen können wenn wir sagen »das will ich grundsätzlich mit meiner Arbeit«. Von diesem Ort aus kann ich dann auch sagen »War das heute ein guter Tag oder war es ein schlechter Tag?«

Wenn Sie ohne diesen Bezugspunkt einfach sagen »Heute hat es geklappt oder heute hat es nicht geklappt«, dann stellt sich die Frage: Was meinen Sie damit? Nehmen wir einmal an, es war heute besonders ruhig oder es sind heute nicht die ganzen Kleider aus dem Fenster geflogen, oder sie konnten heute in der Nacht einmal durchschlafen, bedeutet das dann »es hat geklappt« oder »es hat nicht geklappt«? Wenn wir uns aber darüber klar werden, welche Kriterien dem zugrunde liegen, dann können wir auch über eine Situation wie gestützte Kommunikation ganz anders nachdenken, weil wir Kriterien haben zu sagen »Wie beobachte ich mich selbst? Wie beobachte ich mein Tun? Entlang welcher Kriterien denke ich über meine Arbeit nach?«

Mir geht es deshalb heute hier darum, diese Grundlagen der Reflexion des eigenen pädagogischen Handelns, zu entwickeln. Ausgangspunkt ist hierbei die Frage was eigentlich das Spezifische an der pädagogischen Arbeit mit (schwer) beeinträchtigten Menschen ist. Auf Anhieb scheint es, dass wir etwas Besonderes machen, dass wir eine ‚Sonder‘-pädagogik oder eine ‚Therapie‘ machen, die sich grundsätzlich von normaler Pädagogik unterscheidet. Diese Position konsequent vertreten würde aber zu einer zwei Klassengesellschaft führen: hier die (schul-)bildungsfähigen ‚normalen‘ Menschen und dort die der Sonderpädagogik und Therapie bedürftigen ‚auch Menschen‘. Ich denke es wird deutlich, *das* kann nicht das Ziel unserer Suche sein. Eine weitere Position zu dieser Frage lautet: ‚Wir machen dasselbe, aber nicht so viel und ein bisschen langsamer‘. Dann wäre das keine Sonderpädagogik, aber eine einfachere oder langsamere Pädagogik. Was das aber letztlich heißt und ob das dann andere Prinzipien wie letztlich doch auch Sonderpädagogik sind, das ist dann doch auch die Frage. Oder aber wir machen *genau* das gleiche wie reguläre Pädagogik, aber natürlich viel besser, als die Kollegen ... Die Fragwürdigkeit dieser Position ergibt sich von selbst!

Zusammengefasst es geht um ein *gemeinsames* Konzept für alle Menschen und das kann im Spiegel der hier dargestellten Aspekte nur eine polyperspektivische Sicht sein. Das heißt, jeweils verschiedene Erkenntnisinteressen führen zu verschiedenen Beschreibungen des pädagogischen Gegenstandes.

Sichtweisen von Sonderpädagogik



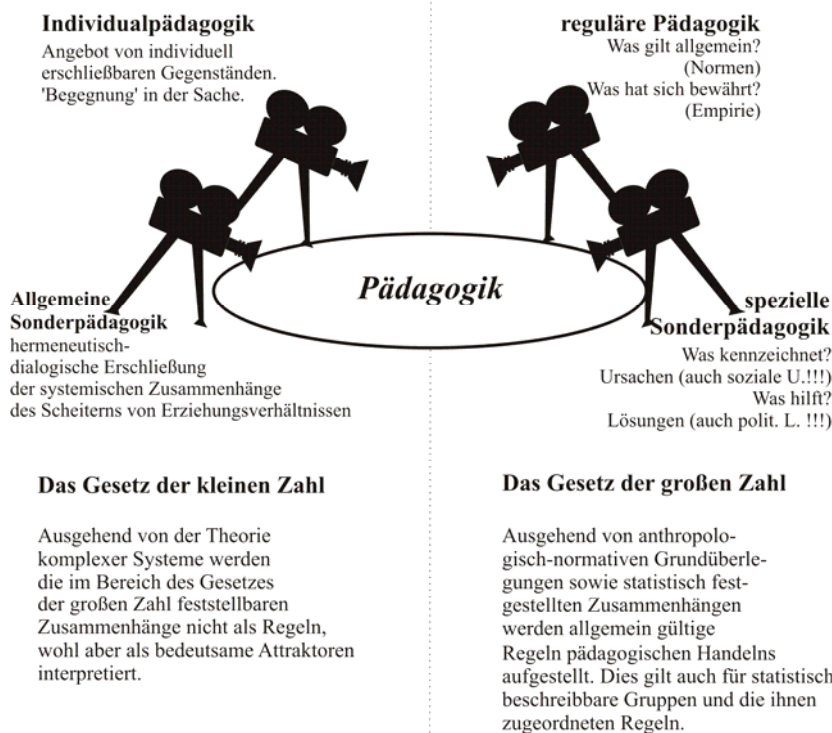
polyperspektivische Sicht

Jeweils verschiedene Erkenntnisinteressen führen zu verschiedenen Beschreibungen des pädagogischen Gegenstandes. Dabei nutzt die (allgemeine) Sonderpädagogik durchaus die Erkenntnisse der regulären Pädagogik, allerdings nur als Voraussetzungen für umfassendere (Re-)Konstruktionen.

Wir haben im Grunde in der Pädagogik, dort, wo wir nicht gerade mechanische Therapie machen, sondern tatsächlich Pädagogik, einerseits die reguläre Pädagogik, die sagt »was gilt allgemein, was haben wir für Normen« oder »was hat sich bewährt«? Wir haben aber auch die speziellen Sonderpädagogen, die schauen: Was ist kennzeichnend für eine bestimmte Beeinträchtigung, welche Ursachen gibt es und was hat sich als praktikable Lösung innerhalb dieser Gruppe gezeigt. Diese Herangehensweisen beziehen sich immer auf große Gruppen: »Die« Autisten, »die« Grundschüler, »die« Lernbehinderten- oder auch »alle« Schüler. Das Problem ist, dass diese allgemeinen Aussagen, nicht bis in die konkrete Praxis hinein formuliert werden können. Hier werden zwar didaktische Methoden, therapeutische Verfahren usw. modellier- und in ihrer Anwendbarkeit für bestimmte *Gruppen* überprüfbar. Wir haben aber keine Aussagesicherheit *für den Einzelfall!* Andererseits gilt heute – insbesondere nach PISA – der Anspruch an die Lehrer, heterogenen Gruppengerecht zu werden, d.h. Lernwege *individuell* zu gestalten.

Wir erkennen hier einen zweiten Theoriebereich, nämlich den, der sich mit *einzelnen* Menschen beschäftigt. Obwohl es hier jedoch um *konkrete* Begegnungen geht, sind die Aussagen hier, wie in der Individualpädagogik, sehr allgemein scheinen wesentlich unkonkreter, unpräziser als bei den Theorien, die Gruppen zum Gegenstand haben. Bei genauerer Überlegung wird dies aber sehr klar verständlich: Wenn ich mich nur um eine Gruppe, also nicht die einzelnen Menschen in dieser Gruppe, kümmere, orientiere ich mich am durchschnittlichen Verhalten der Mitglieder unabhängig vom Einzelfall. Eine so definierte Gruppe ist aber statistisch erfassbar, beforschbar und in der Folge sind auch relativ klare Aussagen über die Gruppe als statistisches Ganzes möglich. Der Einzelfall ist dagegen vor dem Hintergrund der jeweiligen individuellen Geschichte und biologischen Ausstattung immer reicher an Aspekten als auch die komplexeste und detaillierteste Theorie. Hier ist die pädagogische Begegnung als einzige Möglichkeit der Realisierung pädagogischer Praxis gefragt. Theoretische Aussagen können auf diese Begegnung vorbereiten aber diese nicht bestimmen.

Verschiedene pädagogische Zugänge als verschiedene Blickwinkel



Dieser Differenz ist dabei den wenigsten pädagogisch Handelnden bewusst. So wird es mir immer wieder als eine Art Hybris angekreidet, dass ich versuche das Wesentliche am Menschen theoretisch zu erfassen, die Frage zu beantworten »Wie funktioniert der Mensch?«. Die selben Leute glauben aber sagen zu können, wie ihr Gegenüber oder wir ihr Schüler funktioniert. Vor dem Hintergrund meiner Darlegungen wird klar: Dass das eine viel größere Hybris ist! Für diese Begegnung kann man sich nur *allgemein* (!!!) vorbereiten und um Ihnen so zu helfen möchte ich Ihnen einige Kriterien verdeutlichen, die der Frage folgen: »Was ist es, was für uns alle gilt, sowohl für Autisten, wie auch für uns«. Mit Hilfe dieser Kriterien kann dann die immer individuelle Begegnung vorbereitet, wie auch hinterher reflektiert werden. Was sind also die Grundkriterien unserer Arbeit? Wie ‚funktioniert‘ der (NICHT dieser!!!) Mensch und was bedeutet das für unsere Arbeit?

Bei meinem Versuch diese Fragen zu beantworten ist eine zentrale Überlegung für mich wichtig geworden: die Erkenntnis, dass in allen Beschreibungen, die über den Menschen gemacht werden, *eine gemeinsame* Größe vorhanden ist, dass diese aber nie wirklich in ihrer Wirkung reflektiert wird; dabei ist sie nach meiner Ansicht für das Zustandekommen von »Autisten« im Bereich der Gattung Mensch sehr wesentlich.

Alle anthropologischen Beschreibungen - ob es Selbstbestimmung, ob es »Person sein«, ob es Verantwortlichkeit, ob es Vernunft ist - haben eine innere Voraussetzung, die einfach immer angenommen wird, nämlich, dass wir biologisch unbestimmt sind. Wenn wir in unseren Zielen in der Welt biologisch bestimmt wären, könnte uns keiner zur Verantwortung ziehen. Kein Mensch wirft einem Tier, wie intelligent es auch immer sein mag, vor, dass es ein Weibchen vergewaltigt, dass es ein Beutetier in einer bestimmten Weise sehr bestialisch ermordet. Wir werfen Tieren ihr Verhalten nicht vor!

Menschen zeichnen sich dagegen darin aus, dass sie in ihrem Verhalten so frei sind, dass sie für ihr Verhalten zur Verantwortung gezogen werden können. Tiere können aus ihrer Haut nicht heraus. Menschen können haben, um in diesem Bild zu bleiben, gar keine Haut. Und das ist das Wesentliche am Menschen. Wenn wir aber biologisch unbestimmt sind, keine angeborenes Verhältnis zur Welt haben, so benötigen wir eine ‚Zusatzfunktion‘, die es uns mit anderen zusammen, ermöglicht die fehlende Bestimmung durch wechselseitige Orientierung in der Welt zu ersetzen. Und dieser Prozess ist für *jeden* Menschen existenziell notwendig!

Das heißt: *Alle* Menschen, wie behindert, beeinträchtigt oder auch nicht beeinträchtigt und von den Genen her maximal versorgt sie auch sein mögen: wenn sie nach der Geburt nur satt und sauber versorgt werden sterben sie. Säuglinge brauchen mehr als »satt und sauber«. Sie brauchen ein Gegenüber, das sie interpretiert, das sie anspricht und ihnen so einen Orientierungsrahmen für ihr Selbständigwerden abgibt.

Wie kann man sich diese Orientierung vorstellen? Die Mutter, oder wer auch immer ein Kind versorgt, macht nicht unmittelbar das Richtige, aus dem Mutterinstinkt (sic!) heraus, - sondern sie spricht das Kind während sie mit

ihm umgeht an und bezieht es so auf eine Suche nach der richtigen Versorgung mit ein. Ich denke, das folgende Beispiel wird Ihnen deutlich machen, was ich meine.

So könnte eine Mutter ihr schreiendes Kind aufnehmen und etwa sagen: »Ja, hast Du denn schon wieder Hunger? Ich habe Dir doch eben gerade eine Flasche gegeben, was ist denn heute mit Dir los?!« Und dann nimmt sie evtl. noch eine Flasche und probiert, ob das Kind sich vielleicht damit beruhigt. Beruhigt es sich aber nicht könnte die Reaktion sein: »Also ist es nicht der Hunger; was ist bloß los mit Dir, hast Du vielleicht Blähungen, ich habe Dir doch extra einen Fencheltee gemacht, da kann doch nicht sein!« Mit diesen Worten würde die Frau sich das Kind auf die Schulter legen und seinen Rücken klopfen. Wenn das Kind weiter schreit geht die Suche weiter. So könnte die Mutter zum Fenster gehen und sagen: »was ist denn heute mit Dir los, Du bist ja völlig aus dem Häuschen; kuck mal da unten die schönen Autos«. Und wenn sich das Kind nun beruhigt wächst in der Mutter die Überzeugung, dass sich das Kind für Autos interessiert und sicher später mal Mechaniker wird.

In diesem Beispiel mit dem sicher etwas überzogenen Ausgang wird deutlich: Die frühen Dialoge konstituieren ein außerordentlich eng gekoppeltes Kommunikationssystem zwischen Mutter und Kind, in dem kaum mehr feststellbar ist, wer hier in diesem Prozess vorangeht und wer folgt. Und dies beschreibt ziemlich genau auch die Situation während wir durch Stütze Kommunikation ermöglichen. Auch hier ist es fast nicht möglich, Henne und Ei auseinander zu halten.

Die Unterstellungen der einen Seite – wichtig: als Frage formuliert !!! – führen zu einer Reaktion, die sofort in ein Bild von diesem Menschen eingetragen werden, das sich schon früh verselbstlicht: wenn das mit den Autos noch zwei, drei Mal passiert, dann glaubt die Mutter ihre Annahme wirklich, und wird in der Zukunft des Kindes mit entsprechenden Angeboten reagieren; und dies ist *unabhängig* davon, ob das der richtige Grund für das Verhalten des Kindes war! D.h. dieses Kind muss sich in der Zukunft mit dieser Vorstellung auseinandersetzen, sich ihr gegenüber entwickeln. Es wird eventuell das genaue Gegenteil werden. Aber auch das ist erst möglich vor dem Hintergrund der Orientierung die es durch die ihm gegenüber gebrachten Phantasien erhalten hat.

Um nicht den falschen Eindruck aufkommen zu lassen, das Kind würde hier manipuliert. Natürlich spielt die Persönlichkeit und die bewussten und unbewussten Wünsche und Interesse der Mutter hier eine große Rolle aber die Fragen in unserem Beispiel waren wirkliche Fragen und lenkten damit die Aufmerksamkeit der Mutter auf die Reaktionen des Kindes. Natürlich können die Gründe für das Verhalten des Kindes ganz andere gewesen sein. Es kann sein, dass dem Kind einfach langweilig war, es zu wenig Reize hatte und in dem Moment einfach die Beschäftigung mit der Mutter brauchte, ob nun mit oder ohne Autos. Die bei der Mutter in diesem Fall zufällig entstandene Deutung wird aber dennoch eine Bedeutende Rolle in der Zukunft dieser beiden Menschen spielen.

Einen ähnlichen Vorgang, der dieses Verhältnis sehr gut beschreibt, schildert Francoise Dolto in ihrem Buch »*Alles ist Sprache*«. Sie erzählt von einer Mutter, die ein Kind mit Down-Syndrom geboren hat. Sie kam wenige Tage nach der Geburt mit verweinten Augen zu Frau Dolto in die Beratung und sagte »Was mach ich bloß; ich habe mich so auf mein Kind gefreut und wollte dem wirklich die Welt zu Füßen legen und nun habe ich dieses Down-Syndrom-Kind geboren und weiß überhaupt nicht, wie ich diesem Kind gerecht werden soll; wie legt man dem so einem Kind die Welt zu Füßen? Was mach ich denn jetzt nur?« Frau Dolto gab dieser Frau nun keinen therapeutischen Rat im Sinne einer ‚Down-Syndrom-Beseitigungsmethode‘, sondern sie empfahl Folgendes: »Wissen Sie was? So genau weiß ich das auch nicht, wie man das macht; gehen Sie doch einfach zu dem Kind hin, das hat doch ein Down-Syndrom, das muss doch am besten wissen, was ihm gut tut. Gehen Sie einfach hin, erklären Sie dem Kind das alles so wie sie es mir erzählt haben, und fragen Sie es.« Der Rat scheint absurd und dennoch: Die Frau stellt sich mit ihrem Mann an das Bett des nur wenige Tage alten Kindes und hält ihm in etwa folgenden Vortrag: »Nun gib mal Acht: Ich weine nicht, weil ich Dich nicht lieb habe, sondern weil ich einfach das Gefühl habe, ich kann Dir nicht gerecht werden. Ich hatte mich so auf Dich gefreut; aber bei Dir weiß ich nun überhaupt nicht was ich tun soll. Und deswegen musst Du mir jetzt sagen, was für Dich richtig ist!« Das Ergebnis war, dass sich zwischen den Eltern und dem Kinde eine außerordentlich achtsame und fruchtbare Beziehung entwickelte. Das Kind wurde sehr selbstbewusst, weil es wirklich angesprochen war und weil die Mutter wieder bereit und in der Lage war, es mit wirklichen Fragen anzusprechen.

Das Schlimme ist, dass wir bei Kindern mit Beeinträchtigungen immer glauben, in diesen ‚Fällen‘ alles wissen zu müssen, immer ‚richtig‘ handeln zu müssen und deswegen den beschriebenen und so existenziell wichtigen Frageprozess nicht mehr aufbauen. Es gibt kaum eine Gruppe, über die soviel »gewusst« wird wie die Gruppe der Menschen mit Beeinträchtigungen! Und damit sind wir wieder bei der ganzen Problematik der Diskussion um die gestützte Kommunikation: hie verklärende Befürwortung, dort allgemeine Ablehnung – aber kein Blick auf die jeweiligen individuellen Prozesse! Es werden allgemeine Lösungen gesucht wo individuelle Antworten gefunden werden müssen! Aber das ist nicht alleine typisch für den Umgang mit gestützter Kommunikation, das gilt für die Arbeit mit Menschen mit Beeinträchtigungen insgesamt, insbesondere, wenn die Kommunikation erschwert ist. So treffen Sie, wenn Sie in diesem Bereich beratend tätig sind, fast immer auf Aussagen wie: »Ich weiß genau, der mag nur diesen oder jenen Brei und keinen anderen«. Oder »Freitags nur den grünen Apfel. Und wehe, wenn nicht, dann kriegt er einen Wutanfall!« Ich denke, es gibt wenig Bereiche der Arbeit mit Menschen, wo so viel von anderen über die Klienten oder die eigenen Kinder »gewusst« wird, und wo folglich den Kindern/Klienten so wenige Möglichkeiten gegeben sind, diese Annahmen zu korrigieren, sich authentisch zu zeigen. Es scheint so, als müssten die Menschen die hier Arbeiten (Eltern wie Fachleute) das ‚Schreckliche‘ das geschehen ist ungeschehen zu machen in dem sie mit all den zur Verfügung stehenden Hilfen, Methoden und Techniken zupacken ... und damit ist genau der Weg versperrt, um

den es eigentlich geht!

Eine fruchtbare Kommunikation zwischen Menschen im Sinne der hier vorgelegten Überlegungen ist jedoch nur die, in der ich von anderen überrascht werde, wo sie *nicht* (!) meiner Erwartung entsprechen! Wenn Menschen meiner Erwartung entsprechend handeln, geben sie mir – außer einer Bestätigung meiner Annahmen – keine Informationen. Darüber hinaus ist die Wahrscheinlichkeit recht hoch, dass ich mich irre, dass ich das Wahrnehme, was ich wahrnehmen möchte, vor allem, wenn ich mit meinem Gegenüber keine konventionellen Kommunikationskanäle teile, die ermöglichen, dass ich in meinen Annahmen korrigiert werde. Aber da, wo ich in einer Kommunikationssituation wirklich etwas erwarte und dann etwas ganz anderes kommt, da ist wirklich eine Mitteilung von der oder zumindest über die andere(n) Seite vorhanden. Diese Mitteilung zu ermöglichen und hinterher (gemeinsam) zu entschlüsseln, das ist das, was Pädagogik in unserem Zusammenhang ausmacht!

Zum besseren Verständnis noch ein kleiner theoretischer Schlenker: Normalerweise denkt man ja, dass Handeln in der Regel der Struktur »Subjekt- Prädikat- Objekt« erfolgt: Irgendein Mensch möchte etwas und benutzt irgend etwas, um dieses zu erreichen: Subjekt, Prädikat, Objekt – in dieser grammatischen Struktur erscheint die normale Wunschfunktion. Das scheinbar Widersinnige an dem Beispiel von Françoise Dolto oben ist nun aber, dass das Kind ja noch gar nicht sprechen konnte! Das Kind wurde dadurch zum Subjekt in der Sprache, dass es so angesprochen wurde, als wäre es schon Subjekt, weil sich jemand in seinem Ansprechen gegenüber dem Angesprochenen zum *Objekt* (!) machte: »Sag mir, was hast Du denn?« Diese Frage : »Was hast Du? Sag mit, wer Du bist?«, wird aber gleichzeitig verbunden mit einer orientierenden Hilfe, in welche Richtung diese Frage geht: »Hast Du eine Blähung? Hast Du noch Hunger? Sind es die Autos?« Diese Vorstrukturierung der Welt in der Phantasie dessen der das Kind anspricht hilft dem Kind, sein eigenes Schreien immer differenzierter zu erleben um es dann später als Wort, als Wunsch, als Funktion im Sozialen wiederzufinden, so dass es dann auch »ich« sagen kann.

Wir denken immer, Sprache kommt vom Sprecher, d.h. derjenige, der spricht ist der, der Sprache produziert. Hier wird jedoch deutlich: Sprache entsteht am Ohr des Hörers! Wenn dem perfektsten und elaboriertesten Sprecher niemand bereit ist zuzuhören, dann ist dessen Sprache wertlos. In dem Moment aber, wo wir bereit sind, irgend jemand wirklich in die Sprachstruktur einzubinden, können wir dies mit jedem lebenden Menschen selbst unter Komabedingungen (in dem wir Blutdruckschwankungen, Hautwiderstandsmessungen usw. in die Kontexte der jeweiligen Situation stellen) erreichen. So berichtet der Oldenburger Neurologe Andreas Zieger, dass Komapatienten, wenn man die Intensivstationen zumindest zeitweise in dieser Weise organisiert, signifikant häufiger auf höheren Niveaus aufwachen, als wenn man dies nicht tut.

Im Folgenden und abschließend noch einige genaueren Aussagen zu der geforderten sprachlichen Strukturierung der Welt:



In diesem Bild zeigt sich die mir so bedeutende Struktur sehr deutlich. Wir haben eine Szene aus einem Bauernhofspiel zwischen Mutter und Kind, verständlich aus der Zeit in der Cézanne das gemalt hat. Heute könnte ich mir auch vorstellen, dass ein Kind sagen würde: das ist irgendein Transformer und wir spielen jetzt Raumschiff oder eben doch Bauernhof – es kommt halt auf die Einigung der Beteiligten an. Deutlich wird hier, dass sich diese zwei Menschen auf dem Bild über die Bedeutung ihrer Welt abstimmen und dass es bei Kommunikation immer und grundsätzlich nicht um

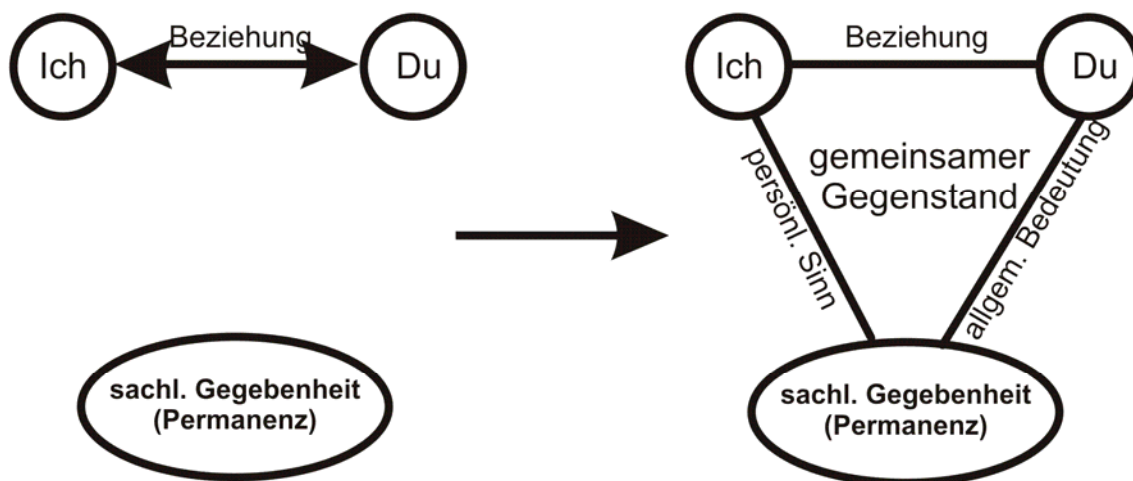
Beziehung an sich sondern um den Austausch von Bedeutungen geht. Dabei ist es nicht notwendig, dass der verbale Austausch im Rahmen dieser Kooperation schon der konventionellen Sprache folgt. Eine Privatsprache, in der sich beide Beteiligten zurechtfinden, ist für die einzelne Szene in der offensichtlich zu beider Zufriedenheit kooperiert wird, ausreichend.

Das Festlegung von lexikalisch-konventionellen Zuordnungen und Sprachregeln ist dann sozusagen eine Reinigung des Codes, der zwischen diesen Menschen entstanden ist. Dieser mag für die einzelne Situation weniger wichtig sein, insgesamt gesehen ist dieser Schritt jedoch ausgesprochen wichtig. So sollte auch die noch so zufriedenstellende Kommunikation auf der Ebene einer Privatsprache irgendwann mindestens die Ebene einer validen »ja-nein« Gestik erreichen! Der Grund hierfür ist der oben beschriebene Effekt, dass wir grundsätzlich die Tendenz haben, unsere Annahmen ‚für-wahr-zuhalten‘ (Peirce). Damit ist dem Missverständnis, dem ‚Überstülpen‘ der eigenen Sicht bei Menschen, mit denen wir nicht mindestens diese Gestik formalisiert teilen Tür und Tor geöffnet. Ist diese einmal erreicht, so ist dem Gegenüber eben ein wirksamer Kommentar gegenüber unseren Annahmen möglich: »das ist nicht so, das will ich nicht so«.

Zudem müssen erkennbare Alternativen existieren, soll diese Geste ihren Wert gewinnen. Wenn ich einen geistig Behinderten z.B. immer nur ins Bällchenbad lege, wird er vielleicht froh sein, dass überhaupt etwas mit ihm getan wird und in der Folge in dieser Situation immer nur lächeln und dann werde ich behaupten, der mag nichts anderes als immer nur das Bällchenbad, denn da lächelt er ja immer. Das heißt, wenn ich nicht ein Szenario mache, wo er dann auch einmal auswählen kann oder Alternativen da sind, dann wird es nie dahin kommen, das derjenige wirklich sprechen kann und ich werde immer behaupten, ich mache das Beste für ihn, denn ich mache ja nur was er will.

Ich erinnere mich z.B. an einen Praktikumbesuch, wo ein sehr schwer spastischer Jugendlicher seinen täglichen Brei bekommen hat und die Lehrerinnen darauf bestanden haben, dass er ausschließlich diesen Brei überhaupt zu sich nehmen könnte. Ich sagte dann: Wenn es ihm gelingt – was beobachtbar war - den Brei, wenn er sich verschluckt, mit der Zunge herauszudrücken, so kann er auch andere Dinge aus dem Mund herausdrücken, wenn es ihm irgendwie unangenehm ist. Mutet ihm doch mal etwas anderes zu, damit er irgendwann einmal sagen kann, was für einen Brei, oder was immer er essen will und sagt nicht nur: Damit klappt das Füttern so halbwegs, also will er das so und machen wir es immer so.

Anschließend haben wir dem Jugendlichen eine halbe rohe Zwiebel gegeben, d.h. ein so großes Stück, dass er es schnell auf einem Schlag wieder aus dem Mund herausbekommen konnte. Der ‚Erfolg‘: Die Zwiebel kam *nicht* sofort wieder heraus! Die Tränen liefen wegen der Schärfe, aber der Jugendliche genoss offensichtlich die neue Erfahrung und stieß die Zwiebel erst nach einer längeren Zeit wieder aus. Wichtig war daran aber nicht die einzelne Extremerfahrung mit der Zwiebel wichtig war vor allem, dass die Lehrerinnen ihren Schüler wieder als kompetent in eigener Sache ansehen konnten ihm von da an auch weiterhin Auswahlen zur Verfügung stellten und beobachteten welche Vorlieben in seinen Reaktionen zum Ausdruck kamen. An dem Beispiel wird deutlich, dass wir, in unserer Not, überhaupt was finden zu können, oft mehr autistisch sind wie die Menschen, mit denen wir arbeiten. Weil natürlich auch wir, wie alle Menschen in der Not die Ruhe in der Ordnung (Regel) suchen. Wir bleiben also bei dem einmal erfolgreichen Verhalten und wundern uns, dass unsere Kinder/Schüler/Klienten sich nicht entwickeln!



Wichtig ist bei einem so gestalteten Szenario, dass wir gleich und von Anfang an die in dieser Grafik rechte Struktur vorhanden sehen! Das heißt, selbst direkt nach der Geburt geht es letztlich immer um irgend etwas, um das Füttern, um den Körper, um die Ernährung, um das Schreien usw. Das ist nie nur reine Beziehung und hat immer auch schon eine sachliche Seite – wie die ‚Sachen‘ ja, wie beschrieben, nur in dem Licht sozialer Bedeutungen (Beziehungen) angeeignet werden können! Wenn wir das aber so tun, dann haben wir auch eine Möglichkeit, Voraussagen zu treffen.

In einer ‚reinen‘ Beziehung, in einem rein dualen »Ich- Du« ist das sehr schwer. Wenn ich aber sage: jede Beziehung, von Anfang an, geht um irgend etwas, dann kann ich schon sagen: ich bin der Meinung, wenn ich jetzt in diese so gedeutete Situation - die eventuell beziehungsmaßig sehr nahe ist – mit diesen Annahmen und diesem Verhalten eintrete, dass ich dies oder jenes Verhalten von dem anderen, vom Gegenüber, erwarte. Wichtig ist dabei, dass ich mir diese Erwartung aufschreibe, so dass ich mich, wenn es anders gelaufen ist nicht selbst betrüge in dem Sinne: eigentlich habe ich das ja erwartet. Nur so habe ich die Möglichkeit, von meinem Klienten überrascht zu werden und nur so hat dieser die Möglichkeit mir unter allen Bedingungen eine Nachricht zukommen zu lassen.

Die ‚ganz offene‘ Haltung dagegen - »ich nehme jemanden an, wie er ist« - ist zu dieser Kommunikationsleistung nicht in der Lage, da hier ja die Vorbereitung - »ich habe die oder jene Erwartung« - nicht geleistet wird. Wenn ich alles von einem erwarte, kann ich auch nicht überrascht werden; dann nehme ich ihn halt so, wie er mir scheint und diese Rückmeldung, die Überraschung gelingt nicht. Es geht aber wie ich es hier ausführlich gezeigt habe genau um die Nachrichten von der anderen Seite, *von der ich letztlich nichts weiß*. Wir - Familienmitglieder wie Professionelle - sind bei dieser Arbeit letztlich in der Lage von Forscherinnen und Forschern, der auf der Basis seiner Kenntnisse Phänomene, die über diese Kenntnisse hinausgehen intuitiv erklärt, Hypothesen bildet und dann diese Hypothesen an der Realität testet und das ist sehr anstrengend und hat die Tendenz letztlich doch immer wieder auf die Bestätigung auf dem Gewohnten zu beharren.

Meistens ist diese Arbeit, wie ich sie beschreibe, alleine überhaupt nicht zu leisten, denn selbst wenn Sie sich alles hinschreiben, verfangen Sie sich irgendwann in ihren eigenen Phantasien, weil wir eben so funktionieren, dass man sich letztlich immer wieder ein schlüssiges System sucht. Das heißt, alle Leute, die mit Menschen mit denen wir schwere Kommunikationsprobleme haben, arbeiten, brauchen notwendigerweise zweite, dritte, vierte andere Blicke, mit denen sie sich austauschen. Das kann erst einmal das Team sein, wenn die verschiedenen Blicke in einem Team sich sozusagen gegenseitig kontrollieren. Die andere Seite ist allerdings, dass natürlich auch ein Team eine gemeinsame Halluzination entwickeln kann, sich diese Blicke sozusagen synchronisieren - Das so entstandene Gruppen-Für-wahr-Halten ist dann sogar noch stabiler, wie das einzelner! (Peirce) - Das ist ein normaler Prozess, das passiert in dieser Arbeit permanent, da kann sich niemand dagegen wehren. Der Punkt ist der: Man braucht dann Menschen, die von außen kommen und einen fremden Blick, den überraschenden Blick entgegenhalten (Supervision).

Ich denke, wenn man in dieser genauen Form arbeitet, dann ist diese Arbeit im wortwörtlichen Sinne verANTWORTlich und wir haben so eine realistische Chance, jedem Menschen einen Platz in der Sprache zu bieten, eine Voraussetzung, ihm dann auch das Sprechen (mit welchen Mitteln auch immer) und weitestgehende Selbständigkeit zu ermöglichen. Ich danke Ihnen.

Literatur:

Buber, Martin: Das dialogische Prinzip. Heidelberg 1965

ders.: Reden über Erziehung. Heidelberg 1986

Dolto, Françoise: Alles ist Sprache. Weinheim 1989

Maturana, Humberto; Varela, Francesco: Der Baum der Erkenntnis. München 1987

Peirce, Charles S.: Über die Klarheit unserer Gedanken. Frankfurt a.M. 1985

ders.: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. Frankfurt a.M. 1991

ders.: Naturordnung und Zeichenprozess. Frankfurt a.M. 1988

Rödler, Peter: geistig behindert: Menschen, lebenslang auf Hilfe anderer angewiesen. Berlin 2000

Zieger, Andreas: Dialogaufbau in der Frührehabilitation mit Komapatienten auf der Intensivstation. In: Neander, K. – D.; Friesacher, H.; Meier, G. (Hg.): Handbuch der Intensivpflege. Kapitel IV 2. 4. Landsberg: ecomed-Verlag 1993, S. 1–24

ders.: Zum Problem der Rehistorisierung am Beispiel von Einrichtungen für sogenannte Schwersthirnsgeschädigte in Phase F aus beziehungsmedizinischer Sicht. In: Rödler, P.; Berger, E.; Jantzen, W.: Es gibt keinen Rest!. Neuwied, Berlin 2001

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Peter Rödler, Opernplatz 12, 60313 Frankfurt a.M.

E-Mail: proedler@uni-koblenz.de